

Wissen und Gender

Der Cyberspace als genderrelevanter Wissensraum

Christina Schachtner

Virtuelle Wissensräume sind nicht geschlechtsneutral. Die Kategorie Gender ist auch im Cyberspace als wissens- und wirklichkeitsgestaltende Kategorie wirksam. In diesem Beitrag werden zunächst die Begriffe Raum, Wissen und Gender mit dem Ziel diskutiert und definiert, einen theoretischen Rahmen zu entwickeln, innerhalb dessen der Frage nachgegangen wird, inwieweit Gender im Cyberspace eine Rolle spielt. Die Wirksamkeit hat, so das Ergebnis der Analyse, widersprüchliche Ausprägungen. Zu beobachten sind eine Intensivierung patriarchaler Strukturen in Gestalt einer Industrialisierung von Wissen (Liessmann 2006), aber auch wirklichkeitstranszendierende Tendenzen, wie anhand digital gestützter „Technologien des Selbst“ (Michel Foucault 1993) gezeigt wird. Sowohl die wirklichkeitsreproduzierenden als auch die wirklichkeitstranszendierenden Tendenzen stehen in enger Verbindung mit der spezifischen Struktur virtueller Wissensräume. Abschließend wird diskutiert, welche Konzeption von Subjekt mit den „Technologien des Selbst“ im Cyberspace einhergeht und in welchem Verhältnis diese Konzeption zu aktuellen Subjektdiskursen steht.

Schlüsselwörter: Wissen, Gender, Cyberspace, Technologien des Selbst

Dieser Beitrag widmet sich dem Versuch, medienwissenschaftliche Überlegungen zu virtuellen Wissensräumen mit der gendertheoretischen Frage zu verknüpfen, ob und inwieweit in digital gestützten Räumen Gender als wissens- und wirklichkeitskonstituierende Kategorie wirksam ist. Die gesellschaftspolitische und wissenschaftliche Relevanz dieser Frage lässt sich mit dem vom kanadischen Medienwissenschaftler Marshall McLuhan formulierten Theorem „Das Medium ist die Botschaft“ (McLuhan 1968: 21) begründen. „Die Botschaft jedes Mediums oder jeder Technik ist die Veränderung des Maßstabs, Tempos, Schemas, die es der Situation der Menschen bringt“ (a.a.O.: 22ff.), stellt McLuhan fest. Aus dem neuen Maßstab, den ein neues Medium mit sich bringt, ergeben sich Veränderungen für das Soziale. McLuhan erwähnt als Beispiele für diesen Zusammenhang die Automation, die auf neue Formen menschlichen Zusammenlebens zielt, oder Flugzeuge, die durch die Beschleunigung des Transporttempos zur Auflösung der durch die Eisenbahn bedingten Form der Stadt geführt haben, unabhängig davon, wie und wofür das Flugzeug verwendet wird (a.a.O.: 23).

Der medienwissenschaftliche Ansatz von McLuhan lässt an eine mediendeterministische Position denken, da er das Medium in seinem Theorem „Das Medium ist die Botschaft“ an den Anfang stellt. Andererseits betrachtet er jedes Medium als eine Ausweitung menschlicher Sinne (a.a.O.: 50), was wiederum auf menschliche Intentionen und/oder Bedürfnisse verweist, die der medialen Entwicklung zugrunde liegen. Auch wenn McLuhan das Zusammenspiel zwischen dem Sozialen und der Technik in seiner Argumentation nicht detailliert ausführt, soll seine Position Ausgangspunkt meiner Analyse sein, um die gestaltende Kraft von Medientechnik neben der gestaltenden Kraft des Sozialen zu betonen sowie die soziale Brisanz deutlich zu machen, die zum gegenwärtigen Zeitpunkt in den digitalen Medien steckt. Es war Bruno Latour, der in seinem Buch „Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft“ (2007) den Stellenwert der Dinge einschließlich der Technik bei der Konstitution des Sozialen begründet hat und ihnen „ihre

Würde und damit einen Platz in der Welt“ (Degele/Simms 2004: 274) gegeben hat. Latour hält fest, dass die Dinge einschließlich der Technik das Soziale nicht determinieren, aber sie können „ermächtigen, ermöglichen, anbieten, ermutigen“ (Latour 2007: 124). In diesem Sinne soll auf den medienwissenschaftlichen Ansatz von McLuhan rekuriert werden.

In diesem Beitrag geht es um die Botschaften digitaler Medien, die für das Soziale von besonderer Relevanz sind, da es sich um Medien handelt, die in nie da gewesener Weise die Beteiligung der NutzerInnen erfordern. Digital gestützte Schauplätze wie das Internet werden für immer mehr Menschen zu einem regelmäßig aufgesuchten Ort, um Informationen einzuholen, Serviceleistungen in Anspruch zu nehmen, Konsumbedürfnisse zu befriedigen oder zu kommunizieren. Der aktuellen ARD/ZDF-Onlinestudie 2009 zufolge ist die Gruppe der 14- bis 19-Jährigen am stärksten im Internet vertreten (95,5 % gelegentliche Onlinenutzung; 97,5 % Onlinenutzung innerhalb der letzten vier Wochen), gefolgt von der Altersgruppe der 20- bis 29-Jährigen, in der 90,5 % gelegentlich online sind und 95,5 % innerhalb der letzten vier Wochen online waren. Zwischen den Geschlechtern existieren in Deutschland deutliche Unterschiede: Während 74,5 % der Männer das Internet nutzen, liegt der Anteil unter den Frauen bei 60,1 % (van Eimeren/Frees 2009: 336f.).

In Anlehnung an McLuhan könnte man die digitalen Medien als „kühle“ Medien im Unterschied zu „heißen“ Medien bezeichnen, die eine geringe Beteiligung der NutzerInnen erfordern, wie z. B. das Fernsehen (McLuhan 1968: 44ff.). Für das Funktionieren heißer Medien genügt oft ein Knopfdruck, kühle Medien wie digitale Medien dagegen erfordern komplexe Handlungsfolgen, um diese Medien in Gang zu setzen, und permanentes Handeln, um sie in Gang zu halten. Sie bedingen eine vielfältige Interaktion zwischen Mensch und Maschine im Bereich des Denkens, der Wahrnehmung, der Entscheidung, der Sinnlichkeit, der Sprache und greifen dadurch verstärkt in die sozialen Verhältnisse ein. Dieser Eingriff soll aber, wie bereits erwähnt, nicht als Medien- oder Technikdeterminismus vorgestellt werden, vielmehr ist von einer Wechselwirkung zwischen Mensch und Medien auszugehen. Der Gebrauch digitaler Medien erfordert menschliche AkteurInnen, die gestalten, jedoch nicht völlig frei, sondern in Auseinandersetzung mit den medialen Botschaften.

Die Wirksamkeit der Genderkategorie kann sich folglich auf zwei Ebenen zeigen: auf der Ebene der Struktur virtueller Räume, die eine bestimmte Botschaft impliziert, und auf der Ebene des interaktiven Handelns in Auseinandersetzung mit dieser Struktur. Die beiden Ebenen lassen sich analytisch trennen, konkret aber existieren keine starren Trennlinien, denn genauso wie sich das interaktive Handeln in Auseinandersetzung mit den Strukturen konstituiert, konstituieren und verändern sich die Strukturen durch das Handeln.

Die Analyse gliedert sich in folgende Argumentationsschritte:

1. Zunächst versuche ich, durch die Diskussion der Begriffe Raum, Wissen, Gender einen theoretischen Rahmen aufzuspannen, innerhalb dessen die Analyse angelegt ist. Vorliegende theoretische Ansätze zu diesen Begriffen werden reflektiert, insofern dies für die Fragestellung der geplanten Analyse nötig ist.
2. Vor diesem begrifflichen Hintergrund werde ich den Status quo der Cyberwirklichkeit unter der Perspektive der eingangs formulierten Fragestellung untersuchen, die sich auf die Wirksamkeit der Genderkategorie in virtuellen Wissensräumen richtet. Wirksamkeit kann sich sowohl in der Verfestigung als auch im Wandel tradierter Genderverhältnisse zeigen. Ich werde auf empirische Untersuchungen und auf Beobachtungen rekurren, die hypothetischen Charakter haben.

3. In einem weiteren Schritt konzentriere ich mich auf Möglichkeiten genderrelevanter Veränderungen, die durch die digitalen Medien begünstigt werden. Ich greife hierfür auf das Foucaultsche Konzept der „Technologien des Selbst“ zurück, die auf Wissensproduktion im Interesse der Selbstthematisierung abzielen.
4. Abschließend thematisiere und hinterfrage ich den Subjektbegriff, der dem Wirklichkeitstranszendierenden Cyberhandeln zugrunde liegt, diskutiere die Durchsetzungschancen dieses Subjektverständnisses, die einmal mehr die Genderkategorie als epistemologische Kategorie erforderlich machen.

Intention dieses Beitrags ist die Entwicklung einer theoretischen Aussage; das Rekurren auf empirische Ergebnisse und Beobachtungen dient der Illustration und exemplarischen Begründung theoretischer Überlegungen, nicht aber der Präsentation des einschlägigen Forschungsstands in den jeweiligen empirischen Feldern.

1. Der Cyberspace als Wissens- und Informationsraum

Warum thematisiere ich den Raum, wenn es mir um Wissensproduktion geht? Raum und Wissen bedingen sich gegenseitig. Die Zusammenschau der Raumverständnisse von Georg Simmel, Alfred Schütz und Thomas Luckmann, Bernhard Waldenfels sowie von Rudolf Maresch und Niels Werber ermöglichen mir eine Konzeptionalisierung von Raum, aus der ich für meine Analyse schöpfen kann. Unter Bezug auf Simmel, Schütz/Luckmann und Waldenfels wird ein allgemeiner Raumbegriff eingeführt, der sich von dem herkömmlichen materiellen Raumverständnis verabschiedet und deshalb zur Charakterisierung der Cyberwelt als Raum herangezogen werden kann.

Georg Simmel löste den Raum aus seiner physikalischen Verortung, was für den Bezug auf die digitalen Medien und die Frage, ob diese Räume konstituieren, von zentraler Bedeutung ist. Laut Simmel ist es nicht der geografische Umfang einer bestimmten Anzahl von Quadratmeilen, die ein Reich bilden (Simmel 1922: 460); dieses werde vielmehr durch psychologische Kräfte geschaffen. Räume sind für Simmel ein Resultat der „Tätigkeit der Seele“ (Simmel 1983: 222). Der städtische Raum konstituiere sich durch die interaktiven Beziehungen der BewohnerInnen und diese Interaktionen wirkten über die physikalischen Grenzen hinaus (ebd.: 224). Simmel befasste sich mit der Entstehung des physikalischen Raums und führt sogar diese auf psychologische Kräfte zurück, die sich in der Interaktion entfalten, was die Bedeutung des Immateriellen für das Materielle unterstreicht.

Aus der Perspektive von Simmel kann auch das immaterielle Reich der Cyberwirklichkeit als ein Raum bezeichnet werden, der sich ganz im Sinne Simmels auf die Tätigkeit der Seele stützt, konkret, auf das kommunikative Handeln, auf das Wollen und Entscheiden, auf das Denken und Fühlen derer, die in der Cyberwirklichkeit agieren. Damit geht die Produktion und Distribution von Wissen einher oder, wie Alfred Schütz und Thomas Luckmann es nennen, die Konstruktion von Lebenswelt.

Schütz/Luckmann hatten – ebenso wie Simmel – die Cyberwirklichkeit noch nicht im Blick, als sie ihren Lebenswelt-Ansatz formulierten, und doch haben sie ein Vokabular vorgelegt, mit dem sich die Wissensproduktion im Kontext digitaler Medien charakterisieren lässt. Lebenswelten, die sie als Produkt interaktiven Handelns betrachten, beschreiben Schütz/Luckmann als Sinnzusammenhänge (Schütz/Luckmann 1975: 33), bestehend aus Verhaltensnormen, Wirklichkeitsinterpretationen, Lebensmodellen, Werten, Orientierungsmaßstäben. Lebenswelt ist traditionell die fraglos gegebene soziokulturelle Wissenswelt, in die wir hineingeboren werden, die immer schon da ist, die aber im Zeichen neu auftauchender Fragen und Probleme weiterentwickelt und modifiziert wird.

In weiten Teilen des Cyberspace fehlt die fraglose Gegebenheit von Sinnzusammenhängen, weil es sich um neue Sphären handelt, die zwar nicht jenseits des Sozialen existieren (Ellrich 2002: 97), aber noch viel Offenheit enthalten. Die im Kontext digitaler Medien entstehenden Sphären heben sich gegen den Hintergrund von Selbstverständlichkeiten als Problem ab. Die Erfahrungen in diesen Sphären lassen sich nicht umstandslos in bekannte Bezugsschemata integrieren, ja, diese Sphären selbst müssen durch kommunikatives und gestalterisches Handeln erst ausgebildet und differenziert werden. Insofern produzieren digitale Medien einen erhöhten Bedarf an Wissensgenerierung. Mit der digital gestützten Generierung von Wissen geht die Generierung virtueller Räume einher. Genauso wie materielle Räume repräsentieren immaterielle Räume ein strukturelles Muster, das als Netzwerk beschrieben wird. Netzwerke stellen miteinander verknüpfte Fäden, Wege, Ströme dar, die ein Gewebe ergeben, das für Abgrenzung sorgt, ohne undurchlässig zu werden. Netzwerke in Form von Matten und Teppichen wurden von dem Architekten Gottfried Semper als Urtechnik des Bauens charakterisiert (Semper 1851: 56). Aus Flechtwerken wurden in der vorchristlichen Zeit bereits Wände und Türen geschaffen, die ein Außen und Innen sowie ein Hier und Dort definieren. In den Begriffen Wand und Gewand und deren Nähe zu dem Wort „winden“ hat sich der Charakter von Flechtwerken als Elemente des Bauens noch bewahrt.

Digitale Netzwerke weisen Pfade und Wege in Form von Kommunikations- und Informationsströmen auf; Knotenpunkte bilden die einzelnen NetzakteurInnen bzw. ihre Zeichen, Texte, Avatare, durch die sie im virtuellen Raum repräsentiert sind. Digitale Netzwerke sind aufgrund der technischen Möglichkeiten im Unterschied zu einem Einkaufs- oder Fischernetz prinzipiell offen; allerdings kann diese Offenheit durch bestimmte Zugangsmodi eingeschränkt sein. In diesem Fall zeigt sich einmal mehr das Zusammenspiel von technischer Struktur und menschlichen Entscheidungen, die virtuelle Räume begrenzen können.

Digital gestützte Wissensgenerierung führt zur Entstehung unterschiedlicher Räume. Es entstehen kommunikative Räume in Gestalt von Chats und Diskussionsforen, Informationsräume in Gestalt von Suchsystemen und Archiven wie Wikipedia, Selbstdarstellungs- und Kontakträume wie StudiVZ, MySpace oder Facebook, Erzählräume in Gestalt von Weblogs, Servicräume zur Buchung von Flügen und Hotels, Spielräume für Kampf-, Abenteuer- oder Sozialspiele sowie Lernräume in Form digitaler Lernplattformen.

Rudolf Maresch und Niels Werber unterscheiden zwischen einem harten, einem weichen und einem hybriden Raumbegriff (Maresch/Werber 2002: 13). Physikalische Räume repräsentieren den harten Raumbegriff, ein weicher Raumbegriff bezeichnet rein immaterielle Räume, wie sie in unseren Träumen entstehen oder von AutorInnen eines Romans entworfen werden, hybride Räume stellen „physikalisch-kulturelle Mischungen“ (ebd.) dar, wie sie durch digitale Medien konstituiert werden. Wir sprechen von virtuellen Räumen, die sich im Prozess der Wissensgenerierung und Wissensimplementierung durch SoftwareentwicklerInnen und MediennutzerInnen herausbilden, die aber immer auch ein materielles Substrat haben, die sogenannte Hardware. Insofern gewinnen virtuelle Räume einen hybriden Charakter.

Virtuelle Räume sind einerseits Produkt und andererseits Schauplatz der Wissensgenerierung, des Wissensaustausches und der Wissensdistribution. Der Raum verhält sich, wie bereits Bernhard Waldenfels für den physikalischen Raum und Maresch/Werber für den virtuellen Raum feststellen, nicht neutral. Das Wer und Was ist nach Waldenfels nicht bestimmbar ohne das Wo (Waldenfels 1985: 189), und noch anschaulicher formuliert er an anderer Stelle: „die Formen einer Landschaft (...) kehren in den Formen

des Lebens und Zusammenlebens wieder (...)“ (a.a.O.: 198). In dieselbe Richtung zielt die Argumentation von Maresch/Werber, die besagt, dass Räume auch an Gedanken, an der Beobachtung oder an Programmen aktiv mitschreiben, ob in der physikalischen oder in der digitalen Welt (2002: 14). Räume bilden demnach nicht nur formale Bestandteile der Wissensproduktion, sondern schreiben sich in sie ein. Hier trifft sich der Raumdiskurs mit dem von McLuhan formulierten Theorem, dass das Medium die Botschaft ist, das durch veränderte Maßstäbe, Tempi, Schemata das Soziale verändert.

Für die hier geführte Diskussion sind beide Auffassungen von Raum wichtig: die Betrachtung des Raumes als Produkt und die Betrachtung des Raumes als ein wirklichkeitsprägender Faktor. Die angenommene gestaltende Kraft des Raumes begründet, warum es im Interesse der Erweiterung und Differenzierung wissenschaftlichen Wissens Sinn macht, die Wirksamkeit der Genderkategorie in virtuellen Räumen zu untersuchen. Die Auffassung von Raum als etwas durch Handeln Hergestelltes wiederum erklärt, warum nach den Möglichkeiten genderrelevanten Veränderungshandelns in virtuellen Räumen und in Bezug auf Raumgestaltung gefragt werden darf.

Wie erwähnt, bilden sich in der Cyberwirklichkeit verschiedene Wissensräume heraus, in denen unterschiedliche Wissensformen generiert werden. Es liegt eine Fülle an wissenssoziologischer und kognitionswissenschaftlicher Literatur vor (Polanyi 1985, Maar et al. 2000, Böhle 2004, Schütz 1981, Schachtner 2008, Kübler 2005u. a.), in der je nach Anwendungsgebiet, Erscheinungsform, Logik, Entstehungskontext und Funktion Wissensformen unterschieden werden, die geeignet wären, auch das in virtuellen Wissensräumen generierte Wissen zu kategorisieren. Doch das wäre im Rahmen des hier verfolgten Erkenntnisinteresses nicht zielführend.

Die Fragestellung zielt in diesem Beitrag vielmehr darauf ab herauszufinden, ob in der Cyberwirklichkeit Wissensformen produziert werden – unabhängig davon, ob es sich um Praxiswissen, Erfahrungswissen, Theoriewissen, Handlungswissen, implizites oder explizites Wissen usf. handelt –, in denen sich tradierte Genderverhältnisse reproduzieren bzw. ob sich Chancen einer wirklichkeitstranszendierenden Wissensproduktion zeigen. Wirklichkeitsreproduzierendes Wissen folgt den gesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten, es lenkt die Aufmerksamkeit nicht hinter die Kulissen des Selbstverständlichen. Im wirklichkeitstranszendierenden Wissen dagegen dominiert die Tendenz zur Dekonstruktion und (Neu-)Konstruktion gesellschaftlicher Strukturen. Dieser Wissensbegriff lehnt sich an den konstruktivistischen Wissensbegriff von Horst Siebert an. Dekonstruktion bezeichnet Siebert zufolge das Aufdecken und den Abbau tradierter Deutungsmuster, (Neu-)Konstruktion hingegen meint das Erzeugen neuer Wirklichkeiten (Siebert 2003: 20). Der konstruktivistische Wissensbegriff ist einem „interpretativen Paradigma“ zuzuordnen. Die soziale und dingliche Welt, die uns umgibt und in der wir leben und handeln, ist demzufolge eine interpretierte Wirklichkeit (a.a.O.: 17).

2. Entwicklung und Begründung der der Analyse zugrunde gelegten Genderperspektive

Die Kategorie Gender bildet den dritten theoretischen Eckpunkt der Analyse. Sie thematisiert, allgemein ausgedrückt, die Relation zwischen Individuum und Gesellschaft. Welche Implikationen enthält der Genderbegriff? Wie werden diese heute diskutiert? Was ergibt sich daraus für eine auf virtuelle Wissensräume gerichtete Genderperspektive?

Die Geschichte des Genderbegriffs ist eng verknüpft mit der Geschichte der Selbstthematisierung des Menschen im 18. Jahrhundert, mit der der Grundstein gelegt wurde für Genderdifferenzen, Genderbeziehungen, Genderverhältnisse, Genderordnungen

(Knapp 2008: 22) in westlichen Gesellschaften. Sabine Hark bringt den Anfang dieser Geschichte in Zusammenhang mit der 1784 an Immanuel Kant gestellten Frage „Was ist Aufklärung?“. Dessen Antwort, „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit“ (Kant 1975: 55) enthält den Versuch, die Beschreibung der Gegenwart mit der Problematisierung des eigenen Seins zu verknüpfen (Hark 2007: 15). Die Antwort markiert die Aufgabe, sich selbst zu denken im Kontext einer spezifischen historischen Situation, denn sie unterscheidet zwischen einem Heute und einem Gestern.

An der Schwelle zum 19. Jahrhundert betritt also der Mensch die Bühne seiner Selbstthematisierung; die Art und Weise der Selbstthematisierung setzt laut Claudia Honegger klare Zeichen für das Geschlechterverhältnis. Sie führt Honegger zufolge zur „Stilisierung eines neutralisierten (männlichen) Gattungswesens zum Menschen der Moderne“ (Honegger 1991: 2); Frauen werden aus dem Akt der Universalisierung ausgeklammert. Die Selbstthematisierung des Menschen um 1800 mündet in die Fixierung der Zweigeschlechtlichkeit; das Universale ist männlich konnotiert, das Besondere bzw. Abweichende weiblich (Hark 2007: 16). Die Strukturierung prägt die soziale und symbolische Ordnung der modernen Gesellschaft als eine dualistische Ordnung, die Hierarchien, Ungleichheit, Diskriminierung, Ausgrenzung legitimiert.

Gender wurde zu einer strukturierenden Kategorie. Kategorien erfüllen, wie Barbara Rendtorff und Vera Moser ausführen, eine Ordnungsfunktion (Rendtorff/Moser 1999: 15). Sie dienen dazu, Gegenstände und Personen nach bestimmten Kriterien zu unterscheiden, einzuordnen und ihre jeweilige Bedeutung für die Gesellschaft zu definieren. Kategorien erzeugen Wirklichkeit, sie beschreiben sie nicht nur. Der Logik der Zweigeschlechtlichkeit folgend wurden für Männer und Frauen unterschiedliche Aufgabengebiete, Tugenden, Verhaltens- und Handlungsmuster, Eigenschaften definiert, die zur Grundlage geschlechtsspezifischer Sozialisation und Arbeitsteilung wurden.

Wenn Gender als strukturierende Kategorie bezeichnet wird, so wird nach Rendtorff/Moser unterstellt, dass erstens Gender eine so wichtige Funktion innerhalb unserer Gesellschaft hat, dass eine Veränderung in den Geschlechterverhältnissen den gesamten gesellschaftlichen Zusammenhang erschüttert, und zweitens, dass Gender ein Konstrukt ist, das sich notwendig in einem dynamischen Zustand befindet (a.a.O.: 18). Wie viel Definitionskraft besitzt die Genderkategorie heutzutage? In bestimmten Bereichen der feministischen Theoriediskussion wird der Bedeutungsverlust der Genderkategorie als Erklärungskategorie konstatiert; von einem „new scepticism“ bezüglich der Verwendung der Kategorie Gender wird gesprochen (Knapp 2008: 15, Hark 2007: 17). Neben Gender werden weitere Kategorien angeführt, die die „Achsen der Differenz“ und die „Achsen der Ungleichheit“ konstituieren. Der Kanon der wirklichkeitskonstituierenden Kategorien ist aus der Perspektive der sog. Intersektionalität noch nicht endgültig fixiert; Klasse und Rasse bzw. Ethnie aber fehlen nie. Nina Degele und Gabriele Winker, die für diesen neuen Ansatz Prinzipien zur empirischen Analyse entwickelt haben, unterscheiden die Analyseebenen Struktur, Repräsentation, Identität und schlagen als Analysekategorien neben Geschlecht, Klasse, Rasse den Körper vor (Degele/Winker 2007: 5ff.). Hinsichtlich der Identitätsebene plädieren sie für Offenheit allen Differenzierungskategorien gegenüber, die von den Subjekten selbst als relevant benannt werden (a.a.O.: 14).

Gender wird in diesem Ansatz als wirklichkeitsmächtiger Modus nicht geleugnet (ebd., Knapp 2008: 33), aber er wird gleichberechtigt neben andere Ordnungskategorien gestellt. In der Ungleichheits- und Migrationsforschung wurde die ordnende Funktion der Kategorien Klasse/Schicht/Milieu und Ethnie durchaus schon gesehen. Angelika

Diezinger und Verena Mayr-Kleffel rücken in der Neuauflage ihres Buches „Soziale Ungleichheit“ Klassen-, Geschlechts- und ethnische Zugehörigkeit als Differenzierungskategorien in den Mittelpunkt (Diezinger/Mayr-Kleffel 2009: 29ff.) Das Verdienst des intersektionalistischen Ansatzes besteht darin, dass er für die Wirksamkeit dieser anderen Kategorien und für deren Zusammenspiel mit Gender sensibilisiert hat. Die theoretische und empirische Weiterentwicklung müsste aus meiner Sicht insbes. der Art und Weise dieses Zusammenspiels Aufmerksamkeit schenken, wie Diezinger/Mayr-Kleffel dies bereits tun (a.a.O.: 179ff.). Ein Risiko wiederum sehe ich darin, dass aus intersektionalistischer Perspektive die gesellschaftliche Verankerung der Genderkategorie aus dem Blick gerät und damit ein zentraler Mechanismus, auf den sich die kapitalistische Gesellschaft auch in ihrer neoliberalen Version stützt, mit Konsequenzen für Arbeitsmarkt, Sozialrecht, Altersversorgung, Gesundheitssystem, Politik, Bildungssystem und häufig auch für jene Kategorien, die scheinbar gleichberechtigt neben die Genderkategorie gestellt werden: für Klasse, Rasse, Körperlichkeit.

Es soll hier jedoch nicht geleugnet werden, dass sich die Gegenwartsgesellschaft in einem Transformationsprozess befindet (Hark 2007), von dem Geschlechterordnungen nicht unberührt bleiben. Auch dürften die seit Jahren durchgeführten Programme zur Förderung von Mädchen und Frauen auf dem Arbeitsmarkt und im Bildungssystem Wirkung zeitigen. Es ist anzunehmen, dass sich Gender nicht in allen Wirklichkeitsbereichen und nicht für alle Individuen als Erklärungsfolie für Differenzen, Hierarchien, Ungleichheit eignet oder aber im Zusammenspiel mit anderen Differenzierungskategorien Wirklichkeit definiert. Der Transformationsprozess muss folglich, wie Sabine Hark vorschlägt, in Rechnung gestellt werden mit Fragen wie „Unter welchen Bedingungen und in welchen Kontexten ist Geschlecht ein relevanter Faktor?“, „Wo verringern sich geschlechtsspezifische Unterschiede und Ungleichheiten?“, „Wo verstärken sie sich?“ (a.a.O.: 18).

Fragen dieser Art, die die gegenwärtige Situation der gesellschaftlichen Ordnung aus der Genderperspektive beleuchten, können und müssen auch an virtuelle Wissensräume gestellt werden, weil

1. Selbstthematisierung, wenn wir Immanuel Kant folgen, kontextorientiert erfolgt und die digitale Architektur virtueller Wissensräume einen neuen Kontext sozialer Wirklichkeit darstellt, der sich, wie unter Verweis auf den Medienwissenschaftler McLuhan und die raumtheoretischen Positionen von Waldenfels, Maresch und Werber bereits dargestellt, zur Wissensproduktion im Cyberspace nicht neutral verhält.
2. es von wissenschaftlichem und gesellschaftlichem Interesse ist, ob die Wissensproduktion in virtuellen Räumen neue Vorstellungen über Rollen, Körper, Bewusstsein hervorbringt oder tradierte Muster festgeschrieben werden. Ein gesellschaftliches Interesse ist anzunehmen, weil von neuen genderrelevanten Vorstellungen Verunsicherung nicht nur im Hinblick auf die Geschlechterverhältnisse, sondern für die gesellschaftlichen Verhältnisse insgesamt ausgehen würde. Von wissenschaftlichem Interesse wiederum sind solche Veränderungen im Hinblick auf eine notwendige Erweiterung, Modifikation, Differenzierung der Theoriebildung sowie für die Konzeptionalisierung empirischer Analysen, wie Dege/Winker (2007) aufgezeigt haben.

3. Gender im Cyberspace

Wenden wir uns nun dem Cyberspace als Ort der Wissensproduktion mit der Frage zu, inwieweit Gender an diesem Ort Wirkkraft entfaltet. Ich werde nicht auf die Gesamtheit virtueller Räume eingehen, denn sie bilden zwischenzeitlich ein Universum, das auch

nicht in einer groß angelegten mehrjährigen Studie erfasst werden könnte. Ich gehe auf einige ausgewählte Bereiche ein, die sich eines besonders intensiven Zugriffs erfreuen oder zu denen empirische Forschungsergebnisse, u. a. auch eigene, vorliegen. Soweit ich auf systematische Untersuchungen rekurriere, kann ich gesicherte Belege anführen, soweit ich mich auf unsystematische fremde und eigene Beobachtungen stütze, haben meine Aussagen hypothetischen Charakter. Die einbezogenen Beispiele entstammen verschiedenen Analyseebenen, die von Degele/Winker (2007) benannt werden: der strukturellen, der repräsentativen und der Identitätsebene.

3.1 *Industrialisiertes Wissen als Ausdruck „hegemonialer Maskulinität“*

Gegen das eingangs vorgestellte Vorhaben könnte eingewendet werden, dass Gender in weiten Teilen des virtuellen Raums als Thema keine Rolle spielt. Diesem Einwand kann mit Heike Jensen entgegnet werden, dass genderrelevante Wirklichkeit nicht nur dort produziert wird, wo Gender zum Thema gemacht wird, sondern auch dort, wo Gender nicht thematisiert wird, wo sich, wie Jensen feststellt, Geschlechtsblindheit breit macht (Jensen 2007: 130). Geschlechtsblindheit bedeutet, dass patriarchale Strukturen ignoriert und dadurch „hegemoniale Maskulinität“¹ (ebd.) reproduziert wird.

Dies gilt für weite Teile des Internets. Ausdruck dieser Geschlechtsblindheit ist die Dominanz einer bestimmten Form des Wissens, die durch die spezifische Struktur digitaler Informations- und Kommunikationswege begünstigt und von Konrad Paul Liessmann als industrialisiertes Wissen bezeichnet wird (Liessmann 2006: 38ff.) Unter Industrialisierung versteht Liessmann eine tendenziell mechanisierte Herstellung von identischen Produkten unter identischen Bedingungen mit identischen Mitteln (ebd.). Der industrialisierten Wissensproduktion liegt die Zweck-Mittel-Rationalität zugrunde, die Hannah Ahrendt als die Rationalität des Homo faber beschrieben hat (Ahrendt 1960: 141), der Maschinen und Werkzeuge erfunden und damit die Neuzeit begründet hat (a.a.O.: 287). Zweckrationales Denken und Handeln stellt die Zwecke in den Vordergrund, zu deren Realisierung sowohl Dinge als auch Menschen zum Mittel degradiert werden (a.a.O.: 141). Liessmann grenzt das industrialisierte Wissen einschließlich der ihm eigenen Zweckrationalität von einem Wissen ab, „das dort existiert (...), wo etwas erklärt und verstanden werden kann“ (a.a.O.: 29). Nicht die Verwertbarkeit des Wissens steht für Liessmann im Vordergrund als Merkmal von Wissen, sondern dessen Erkenntniswert. Er formuliert: „Wissen ist eine Form der Durchdringung der Welt: erkennen, verstehen, begreifen“ (ebd.). Was Liessmann „Durchdringung der Welt“ nennt, dürfte Ähnliches bezeichnen wie der Begriff Dekonstruktion im Rahmen des bereits eingeführten konstruktivistischen Wissensbegriffs. In beiden Fällen geht es darum, bislang Unerkanntes der Erkenntnis zuzuführen. Ein Unterschied besteht darin, dass die Liessmannsche Position von einem klassischen Wahrheitsbegriff ausgeht; der Akt der Dekonstruktion im konstruktivistischen Wissensbegriff dagegen zielt auf Erkenntnisgewinnung insofern, als diese für lebensdienliche Handlungen erforderlich ist (Siebert 2003: 13).

Industrialisiertes Wissen findet sich in den kommerzialisierten und/oder standardisierten Bereichen des Cyberspace in Form von Online-Formularen, vorgeschriebenen Suchrouten oder standardisierten Eingabemasken, in denen genau festgelegt ist, z. B. welches auf die eigene Person bezogene Wissen man in wie vielen Wörtern und Buchstaben darstellen muss und darf als Bedingung für den Zugang zu gewünschten Infor-

1 Das Konzept der hegemonialen Maskulinität wird später noch erläutert.

mationen oder für die Teilnahme an bestimmten Bereichen der virtuellen Öffentlichkeit. Jede Suche nach einer Zugverbindung, jede Anmeldung zu einem Kongress oder zu einem Online-Spiel, jede Mitteilung an kommunale Behörden zwingt das Denken und die Sprache jedes(r) Netzakteurs(in) in exakt dasselbe, der Zweck-Mittel-Rationalität gehorchende Interaktionsschema.

Auch die private Online-Kommunikation bleibt von der Industrialisierung des Wissens nicht unberührt. Private E-Mails beispielsweise öffnen sich zwar theoretisch jedem Inhalt; ebenso kann die Kommunikation völlig frei entsprechend dem Rhythmus individueller Bedürfnisse gestaltet werden, da sie zeit- und ortsunabhängig erfolgt. Tatsächlich aber sind in der E-Mail-Kommunikation Zwänge entstanden, z. B. in Form der Erwartung, digitale Botschaften und Anfragen möglichst zeitnah zu beantworten. Wer zu lange wartet, handelt sich Vorwürfe ein. Dirk von Gehlen beschrieb dieses Phänomen in der Süddeutschen Zeitung als einen „Terror des Jetzt“ (von Gehlen 2007).

Ein anderes Phänomen, das ich beobachte, besteht darin, dass erwartet wird, sich in E-Mails auf das Wesentliche zu beschränken; auf das, was man will oder nicht will, und wie das, was man will, erreicht werden soll. Textreiche E-Mails lösen Erstaunen und Verunsicherung aus. Wer neigt nicht dazu, längere E-Mails nur partiell zu lesen oder sie rasch wieder zu schließen, um sich die Lektüre für später aufzuheben?

Die beschriebenen Phänomene der E-Mail-Kommunikation entsprechen der Zweck-Mittel-Rationalität, die auf Tempo, Zweckorientierung, sparsamen Mitteleinsatz setzt. Diese Phänomene treten nicht zufällig auf; sie werden gefördert durch die Struktur digital gestützter Kommunikation. Sie sind eine Illustration der These, dass das Medium die Botschaft ist oder, wie in Anlehnung an Waldenfels gesagt werden kann, dass die Strukturen der digitalen Landschaften in den Formen des Miteinander-Umgehens wiederkehren.

Das, was einerseits alle Freiheit der Welt eröffnet, die Zeit- und Ortsunabhängigkeit des Mediums, führt andererseits dazu, dass immer mehr Kommunikationsimpulse in immer dichter Aufeinanderfolge eintreffen und dass aus dem rascher Antworten-Können ein rasch Antworten-Müssen geworden ist. Um aber das von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde wachsende Kommunikationspensum noch bewältigen zu können, ist Konzentration auf das Nötigste angesagt. Die Produktion industrialisierten Wissens ist in den Strukturen digitaler Medien angelegt, die auf der repräsentativen Ebene von Sprache und Kommunikation sichtbar werden können und die – sofern sie von den NetzakteurInnen verinnerlicht werden – Identitäten prägen.

Was hat die beschriebene Industrialisierung des Wissens im Cyberspace mit der Reproduktion „hegemonialer Maskulinität“ zu tun? Die Antwort auf diese Frage verlangt eine Skizzierung des Konzepts. Hegemoniale Maskulinität besteht nach Robert Connell, der das Konzept eingeführt, und Eva Kreisky, die es weiterentwickelt hat, aus bestimmten, dem kapitalistischen System insbes. in seiner neoliberalen Ausprägung dienenden Idealen, die sich in gesellschaftlichen und technischen Strukturen, aber auch in Denk- und Handlungsmustern, ja sogar in Subjektformen eingeschrieben haben (Kreisky 2001: 86ff.). Zum Spektrum dieser Ideale gehören, wie ich für den Bereich des Wissens zu konkretisieren versuche, die zweckrationale Logik, die effizientes kapitalistisches Wirtschaften sichern soll, und darauf aufbauend Qualitätsmerkmale von Wissen wie Trennschärfe, Eindeutigkeit, explizite Benennbarkeit, Verwertbarkeit, die männlich konnotiert sind und sich absetzen von weniger geschätzten Wissensformen, die sich aus Erfahrung, Intuition, Emotionen, Leiblichkeit speisen und weiblich konnotiert sind. Die männlich konnotierten Merkmale von Wissen begegnen uns in den industrialisierten

Wissensformen, wie ich sie als typisch bzw. als Tendenz in der organisierten und privaten Online-Kommunikation beschrieben habe.

Verbunden mit der Hierarchisierung von Wissensformen ist eine Hierarchisierung zwischen Mann und Frau, aber darüber hinaus, wie Eva Kreisky betont, auch eine Hierarchie zwischen Männern und Männlichkeiten (a.a.O.: 81). Frauen können aufgrund der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zu Trägerinnen der untergeordneten Wissensformen werden und dadurch in eine unterlegene Position geraten; aber auch Männer können aufgrund von Kulturzugehörigkeit oder Geschlechtsidentität Wissensformen repräsentieren, die vom Mainstream industrialisierten Wissens abweichen. Das Konzept der hegemonialen Maskulinität steht nicht im Widerspruch zum Konzept von Gender als strukturierende Kategorie; aber es verweist auf eine noch umfassendere Vergeschlechtlichung der Gesellschaft.

Die Reproduktion „hegemonialer Maskulinität“ erfolgt nicht nur in den allgemeinen virtuellen Wissensräumen, sondern auch in jenen Online-Sphären, in denen das Geschlecht eine offensichtlich zentrale Rolle spielt, allerdings nicht als Gegenstand kritischer Reflexion, sondern als Gegenstand der Selbstdarstellung zum Zwecke der Herstellung erotischer Beziehungen: in den Sphären der Partnersuchdienste. Eva Illouz hat den Partnersuchdienst *eharmony.org* untersucht und in diesem Zusammenhang NutzerInnen dieses Dienstes, nämlich 15 Israelis und 10 AmerikanerInnen, befragt (Illouz 2006: 116). Wer sich eines Partnersuchdienstes bedienen will, muss anhand eines Fragebogens ein Profil von sich erstellen, das ins Netz gestellt wird und potenzielle PartnerInnen ansprechen soll. Die Selbstthematization der NutzerInnen, der weiblichen wie der männlichen, folgt in zweifacher Hinsicht den Vorgaben hegemonialer Maskulinität: zum einen dadurch, dass der standardisierte Fragebogen für eine Industrialisierung des Wissens über sich selbst sorgt. Die Produkte, nämlich die Persönlichkeitsprofile, entstehen unter identischen Bedingungen und mit identischen Mitteln und sie sind insofern identisch, als sie sich nur aus Informationen zusammensetzen, die der digitale Fragebogen erlaubt. Zum anderen folgen diese Profile, wie Illouz festgestellt hat und wie ich aus einer eigenen Studie mit Studierenden bestätigen kann, den konventionellen Vorstellungen idealisierter Weiblichkeit und Männlichkeit (a.a.O.: 122). Das Selbst wird in den Profilen und in den dazugehörigen Fotos zu einer öffentlich ausgestellten Ware, die möglichst genau die gesellschaftlichen Erwartungen an tradierte Geschlechtsstereotype erfüllen soll. Die ArchitektInnen der Partnersuche im Internet scheinen Illouz zufolge die düsteren Prognosen der Vertreter der Kritischen Theorie dadurch umzusetzen, dass Rationalisierung, Instrumentalisierung, Verdinglichung des Subjekts die Suche nach einem(r) Partner(in) dominieren (a.a.O.: 134) und damit – so füge ich hinzu – abermals die Prinzipien und Werte der patriarchal gefärbten Dominanzkultur Bestätigung finden.

3.2 *Wirklichkeitstranszendierende Wissensproduktion in digitalen Mädchen- und Frauennetzen*

Die Produktion industrialisierten Wissens und die damit einhergehende Reproduktion hegemonialer Maskulinität beschreibt nur einen Teil der Cyberwirklichkeit. Es gibt andere, freilich weniger populäre und ausgedehnte Online-Wissensbereiche, in denen Gender zum Bezugspunkt kritischer Analyse gemacht wird. Zur Veranschaulichung möchte ich Ergebnisse der Studie „E-Network“ diskutieren, in der wir das kommunikative Geschehen in Mädchen- und Frauennetzen untersucht haben.

Die Forschungsfragen in dieser Studie lauteten u. a.:

- Bilden sich in computergestützten Mädchen- und Frauennetzen neue Formen der Kommunikation, der Zusammenarbeit und der Koalition?

- Ist mit dem Internet ein Medium entstanden, das Frauen neue Möglichkeiten zur Realisierung ihrer Interessen eröffnet?
- Welches Transformationspotenzial haben Mädchen- und Frauennetze im Hinblick auf den Wandel der Geschlechterverhältnisse? (Schachtner 2005a: 130)²

Diese Fragen wurden am Beispiel von fünf Mädchen- und Frauennetzen untersucht (a.a.O.: 130ff.), die unter folgenden Adressen im Internet zu finden sind: www.webgrrls.de, www.womanticker.net, www.femity.net, www.leanet.de, www.lizzynet.de. Der redaktionelle Sitz der Online-Netze ist in Deutschland, die Reichweite geht über die nationalen Grenzen hinaus, beschränkt sich aber auf den deutschsprachigen Raum. Die Angebotspalette der Netze lässt sich in vier Bereiche gliedern: Information, Kommunikation, Service, Wissen. Die Teilnehmerinnen der Frauennetze waren zum Zeitpunkt der Untersuchung überwiegend (52,7 %) zwischen 26 und 40, die Teilnehmerinnen der Mädchennetze zwischen 13 und 19 Jahren alt. Nahezu 100 % der Netzakteurinnen verfügten über eine qualifizierte Schulbildung (Gymnasium bzw. Abitur). Es ist anzunehmen, dass zum Zeitpunkt der Untersuchung (2003/2004) insbesondere Mädchen und Frauen des gehobenen sozialen Milieus und mit qualifiziertem Bildungshintergrund digitale Mädchen- und Frauennetze genutzt haben (s. auch Deutscher Bundestag 2002: 269).

Für die Untersuchung der aufgelisteten Fragen wurden mehrere Forschungsmethoden miteinander kombiniert: das thematisch strukturierte Interview (37 Interviews wurden geführt), die fokussierte Netzanalyse, die Methode der Visualisierung und ein standardisierter Fragebogen. Die Erhebung und Auswertung der empirischen Daten orientierte sich am Forschungsprogramm der Grounded Theory, die in den frühen 60er Jahren von Anselm Strauss und Barney Glaser entwickelt wurde (Strauss 1991) und eine induktive Theoriebildung vorsieht. Der Anspruch, Theorie in enger Verbindung mit der Empirie zu entwickeln, schien uns am besten geeignet, das neue Forschungsfeld virtueller Räume zu erkunden.

Im Folgenden beziehe ich mich auf jenen Teil der Untersuchung, der sich mit den Diskussionsforen und Mailinglisten der genannten Mädchen- und Frauennetze beschäftigt. Die Ergebnisse, die mit Hilfe der Methode der fokussierten Netzanalyse gewonnen wurden, verweisen auf eine intensive Wissensproduktion durch Kommunikation in diesen Bereichen. In einem Zeitraum von drei Monaten wurden sämtliche Online-Diskussionen in dem Mädchennetz *Lizzynet* und in den Frauennetzen *Webgrrls*, *Femity*, *Leanet* kategorisiert. Bei dieser Kategorisierung haben sich Moral, Gender, Zukunft, Beziehung, Beratung als die fünf Hauptthemen herausgestellt, die wir als Fokusse bezeichnen (a.a.O.: 135f.). Zu jedem Fokus wurden zwei bis vier Netzdiskussionen (insgesamt fünfzehn) analysiert.

Unter Fokus verstehen wir das „eigentliche“ Thema einer Diskussion, das nicht notwendig identisch ist mit dem Titel einer Diskussion; es ist vielmehr der sinnhafte Bezugspunkt einer Diskussion, aus dessen Perspektive sich der Sinngehalt einzelner Äußerungen erschließt, ohne dass dieser Bezugspunkt explizit genannt sein muss.

2 E-Network ist ein Teilprojekt im Rahmen des Gesamtprojekts „Frauenbewegung online“, das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert wurde. Im Forschungsteam arbeiteten neben mir Dr. Dipl.-Psych. Bettina Duval und Dipl.-Päd. Andrea Welger. Das zweite Teilprojekt wurde unter dem Titel „E-Empowerment“ an der TU Hamburg-Harburg unter Leitung von Prof. Dr. Gabriele Winker durchgeführt. Laufzeit des Projekts: 2002-2005. Die Ergebnisse des Gesamtprojekts sind in dem Buch „Virtuelle Räume – neue Öffentlichkeiten“ (Schachtner/Winker 2005) publiziert.

Für die These, dass in virtuellen Wissensräumen auch kritisches Genderwissen generiert wird, soll auf Ergebnisse zum Fokus Gender rekuriert werden. Im Quervergleich der Diskussionen, die auf Gender fokussierten, zeigten sich als zentrale Diskurssionselemente: die kritische Auseinandersetzung mit dem Status quo der Geschlechterverhältnisse einschließlich der Benennung angenommener Ursachen, wirklichkeitsverändernder Ziele und Mittel/Methoden der Veränderung.

Als charakteristisches Merkmal des gesellschaftlichen Status quo wurde die Benachteiligung von Frauen in Beruf und Öffentlichkeit genannt, die aus Sicht einiger Diskutantinnen darauf zurückzuführen ist, dass das Geschlechterverhältnis ein Machtverhältnis ist. Erfahrene Schließungsmechanismen wurden wiederholt als konstituierende Mittel zur Herstellung dieses Verhältnisses erwähnt, wie in folgendem Zitat, in dem der Einkauf technischer Geräte problematisiert wird. „Es fängt schon beim Einkaufen in Computerläden an“, berichtete eine Diskutantin und fuhr fort: „Ist ein Mann dabei, reden die (männlichen) Verkäufer grundsätzlich mit dem; selbst dann, wenn sie die Antwort immer von mir bekommen.“ (zit. n. Schachtner 2005b: 177). „Technik ist Männersache“ lautet die implizite Botschaft des Verkäuferverhaltens, die implizit Frauen aus diesem Bereich verweist.

Gegen die Erfahrung von Ausschließungen werden in den Netzdiskussionen von den Teilnehmerinnen gesellschaftstranszendierende Ziele gesetzt wie Gerechtigkeit auf dem Arbeitsmarkt, mehr Einfluss von Frauen auf gesellschaftliche Entwicklung, ein partnerschaftliches Verhältnis zwischen Frauen und Männern sowie der Abbau von Geschlechtsstereotypen. Das Genderwissen über Gegenwart und Zukunft wird nicht in einer einzigen Diskussion, sondern in einem fortlaufenden Kommunikationsprozess durch den Austausch von Erfahrungen, von Phantasien, aber auch durch Kontroversen generiert.

Auch die Produktion kritischen Genderwissens ist verwoben mit der Struktur virtueller Räume; entscheidend ist in diesem Fall die Netzwerkarchitektur, die dazu beiträgt, dass eine Vielzahl an Erfahrungen und Standpunkten zusammengetragen wird und eine lebendige Diskussion entsteht, die in der Sprache ihren Ausdruck findet. Die Identitätsebene kommt durch die Kommunikationsinhalte ins Spiel. Inwieweit sich Identitäten im Verlauf von Online-Diskussionen verändern, haben wir nicht untersucht, aber Impulse hierfür gingen von diesen Diskussionen aus. Im Rahmen des folgenden Kapitels „Technologien des Selbst“ werde ich weitere Beispiele für die Generierung genderrelevanten wirklichkeitstranszendierenden Wissens darstellen, die aus der Studie „E-Netzwerk“ stammen.

Als Fazit lässt sich festhalten, dass die Kategorie Gender eine in virtuellen Wissensräumen – egal ob sich diese durch Genderblindheit oder Gendersensibilität auszeichnen – wirksame Kategorie darstellt. Die Wirksamkeit hat jedoch widersprüchliche Ausprägungen. Zu beobachten sind sowohl eine Intensivierung hegemonialer Maskulinität als auch Versuche, die davon geprägte Wirklichkeit kritisch zu hinterfragen.

4. Ansatzpunkte genderrelevanter Veränderungen: „Technologien des Selbst“ im Cyberspace

Wenn ich im Folgenden den genderrelevanten Möglichkeitssinn virtueller Wissensräume noch genauer untersuche, so stütze ich mich abermals auf den referierten medienwissenschaftlichen Ansatz von McLuhan, auf die skizzierten raumtheoretischen Ansätze sowie auf die aus der Kantschen Position ableitbare These, dass Wissensproduktion und Selbstthematisierung kontextbezogen erfolgen. Die Architektur digitaler Netzwerke stellt einen spezifischen Kontext dar, der neben den bereits diskutierten strukturellen

Zwängen auch Gelegenheit zur Genese wirklichkeitsverändernder Ideen gibt, was durch die Befunde der Studie „E-Network“ exemplarisch belegt wird. Vor dem Hintergrund des Ergebnisses, dass eine wirklichkeitstranszendierende Wissensproduktion möglich ist, lenke ich die Aufmerksamkeit nunmehr auf diese Möglichkeiten, die über den Status quo hinausweisen. Ich binde diese Möglichkeiten an die „Technologien des Selbst“, wie sie Michel Foucault (1993) definiert hat.

4.1 Schreiben

Das Internet und im Besonderen das Web 2.0 sind Schreibmedien und Schreibräume. Diskussionsforen, Chats, Weblogs, Homepages, E-Mails bieten vielfältige Gelegenheiten, das Schreiben als eine „Technologie des Selbst“ zu entfalten, die Michel Foucault einer Kultur der Sorge um sich selbst zurechnet (Foucault 1993: 37). Das Prinzip „auf sich selbst zu achten“ galt Foucault zufolge den Griechen als zentraler Grundsatz der Lebenskunst (a.a.O.: 28). Im hellenistischen Zeitalter verband sich die Sorge um sich selbst mit unablässiger Schreibtätigkeit. Man machte Aufzeichnungen über sich selbst, führte Tagebuch, dachte schreibend nach, was man hatte tun wollen und was man getan hat, schickte Briefe an Freunde, die diesen helfen sollten. Die Maxime „Achte auf dich selbst!“ wurde im Laufe der Geschichte durch das „Erkenne dich selbst!“, ein anderes Prinzip der antiken Philosophie, in den Schatten gestellt. Foucault verweist als Ursache für diesen Verdrängungsprozess auf die christliche Moraltradition, derzufolge die „Sorge um sich selbst als etwas Unmoralisches“ (a.a.O.: 31) erscheint und vielmehr in der „Selbstlosigkeit die Vorbedingung des Heils“ (ebd.) erblickt wird. Als Voraussetzung für Selbstlosigkeit wurde das „Erkenne dich selbst!“ betrachtet. Eine zweite Ursache für die Verdrängung der Sorge erblickte Foucault in der abendländischen Philosophie, in der die Selbsterkenntnis (das denkende Subjekt) eine immer größere Bedeutung als erster Schritt der Erkenntnistheorie gewann (a.a.O.: 32).

Das Schreiben im Cyberspace weist Merkmale auf, die dafür sprechen, dass die Sorge um sich selbst neu auflebt und sich mit der Maxime der Selbsterkenntnis verbindet. Es wird z. B. in den beschriebenen Foren der Mädchen- und Frauennetze detailliert über Alltagserfahrungen und über zu lösende Alltagsfragen berichtet, es wird praktischer Rat erbeten und gegeben, aber es wird auch das eigene Verhalten und das soziale Sein hinterfragt. Kindliche NetzakteurInnen des SWR-Kindernetzes teilen im Diskussionsforum anderen Kindern ihre Ängste mit angesichts der Trennung ihrer Eltern oder erfahrener Krankheit. Die zahlreichen Selbsthilfe-Netze im virtuellen Raum zu Fragen von Gesundheit und Krankheit sind ebenfalls Ausdruck einer Kultur der Sorge um sich selbst. Ingrid Reichmayr hat 40 Weblogs von Jugendlichen und jungen Erwachsenen untersucht und festgestellt, dass es den BloggerInnen primär um die Arbeit an ihrem Ich geht (Reichmayr 2005: 7, s. auch Schmidt 2006), die ganz im Sinne der beiden Grundsätze der Selbsterforschung und Sorge reflexiv und interaktiv erfolgt. Geschrieben wird für die Peer Group, von der man sich Antwort erwartet (Reichmayr 2005: 8), worin sich sowohl der Wunsch nach Unterstützung bei der Sorge um sich selbst als auch nach Selbsterkenntnis ausdrücken kann.

Im Akt des Schreibens gewinnt die Selbsterfahrung eine Intensivierung und Erweiterung (Foucault 1993: 38). Genau das birgt die Chance, Gendergrenzen zu reflektieren, aufmerksam zu werden für vermeintlich selbstverständliche Barrieren, für überfordernde Rollenerwartungen, Alternativen zu sehen bzw. zu entwerfen. Schreiben zielt nicht nur auf die Analyse des Vorhandenen ab; es führt als konstruierende Tätigkeit darüber hinaus.

4.2 Informelle Wissensproduktion

Wie eingangs erwähnt, nehmen die verregelten Bereiche im Internet, die die Wissensproduktion in vorgegebene Bahnen lenken und damit die Industrialisierung des Wissens forcieren, zwar zu, doch gibt es immer noch selbstorganisierte virtuelle Räume, deren Erhalt der Szene der Internetuser ein wichtiges Anliegen ist, was sich darin zeigt, dass politische Zugriffe auf diese Räume heftige Proteste auslösen. In den selbstorganisierten Räumen finden sich NetzakteurInnen aufgrund gemeinsamer Interessen, Anliegen, Erfahrungen zusammen und generieren im wechselseitigen Austausch in Bezug auf diese Gemeinsamkeiten ein Wissen jenseits etablierter Bildungsinstitutionen. Ich nenne das eine informelle Wissensproduktion, die in dreifacher Hinsicht subversive Möglichkeiten enthält:

1. Es werden Wissensformen mobilisiert, die in dieser Gesellschaft oft ein unterschätztes, wenn nicht diskriminiertes Dasein führen: Erfahrungswissen, Praxiswissen, intuitives Wissen, das der besonderen Lebenssituation näher ist als abstraktes allgemeines Wissen und daher in stärkerem Maße handlungsstimulierend sein kann. Fritz Böhle hat auf der Basis seiner empirischen Studien in der metallverarbeitenden Industrie wiederholt auf die Marginalisierung von Erfahrungs- und Praxiswissen, das eng mit Intuition verknüpft ist, in der Erwerbsarbeit hingewiesen. Böhle macht die sog. kognitive Wende in der psychologischen Forschung nach dem 2. Weltkrieg dafür verantwortlich, derzufolge „menschliches Denken und Erkennen primär nach dem Modell kognitiv-rationaler Informationsverarbeitung“ interpretiert werden (Böhle 1992: 3). Daraus resultiert eine hohe Wertschätzung dem expliziten, abstrakten Wissen gegenüber, während der Wert des impliziten, oft nicht benennbaren Wissens nicht entsprechend wahrgenommen wird, wie wir auch in einer eigenen Studie in der Papierindustrie feststellen konnten (Schachtner et al. 2007). Die sog. kognitive Wende hat auch in die Schulen Einzug gehalten, was sich u. a. in der Standardisierung und Formalisierung von Lehrplänen und universitären Curricula zeigt.
2. Es werden Themen diskutiert, für die es in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit wenig Raum gibt, weil sie als Thema gesellschaftlich nicht anerkannt oder nicht erlaubt sind, z. B. Fragen der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, die die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung kritisch hinterfragen, oder die Unterdrückung islamischer Frauen wie in dem arabischen Netzwerk *Mideast Youth*, das von einer jungen Frau namens Esra'a Al Shafei aus Bahrain gegründet wurde (s. Schachtner 2010: 68ff.).
3. Im Zuge des wechselseitigen Austausches lebensweltbezogenen Wissens kann es zu Synergien kommen, durch die die Beteiligten über sich hinauswachsen und die ihnen neue Einsichten eröffnen. Ein Beispiel solcher Synergieeffekte ist eine Kommunikationssituation, die in der Studie „E-Network“ mittels fokussierter Netzanalyse identifiziert wurde (vgl. Schachtner 2008: 26). Eine der AkteurInnen eines virtuellen Frauennetzes formulierte ihre Empörung angesichts einer Gesprächsrunde im Fernsehen zu einem politischen Thema, zu dem bis auf eine Frau nur Männer geladen waren und nur diese als Experten angesprochen wurden, während die einzige teilnehmende Frau lediglich erklären sollte, warum sie überhaupt im politischen Feld tätig ist. Es entstand im Forum eine intensive Diskussion, in der sich die Frauen wechselseitig zu argumentativen Höchstleistungen anspornten. Von der Position, Frauen als Opfer zu betrachten, bewegte sich der Diskurs zur Analyse gesellschaftlicher Strukturen, die Ungleichheiten begründen, bis hin zur Mitverantwortlichkeit von Frauen als Mütter und deren Erziehungsstile. Es gipfelte in einem Text, der unweigerlich die zur Selbstverständlichkeit gewordenen Normen entlarvt. Der Text lautete: „Könnte ich auch Frauen lieben? Könnte ich auch die Bohrmaschine ver-

wenden? Könnte der Mann an meiner Seite auch Kajal verwenden? Könnte es sein, dass ich zu kleinen Jungs bewundernd sage ‚Du bist aber hübsch!‘ und zu kleinen Mädchen ‚Du bist sehr stark, schon eine richtige Frau!‘? (Quelle: Material der Studie „E-Network“).

Informelle Wissensproduktion kann als eine Technologie des Selbst eine grenzüberschreitende Dynamik gewinnen, weil sie sich ungeachtet von Lehrplänen, Lernzielen und Lernkontrolle allein auf die Bedürfnisse, Phantasien und Visionen ihrer ProduzentInnen stützt.

4.3 Hinterfragen von Dualismen

Wie eingangs erwähnt, spiegelt die Annahme der Zweigeschlechtlichkeit eine dualistische Denkfigur wider, die noch einmal durch einen einflussreichen Denker um 1800 veranschaulicht werden soll. Johann Heinrich Pestalozzi formulierte in einer Schrift aus dem Jahre 1801: „Der erste Unterricht des Kindes sei nie die Sache des Kopfes, er sei nie die Sache der Vernunft – er sei ewig die Sache der Sinne, er sei ewig die Sache des Herzens, die Sache der Mutter (...). Der menschliche Unterricht gehe nur langsam von der Übung der Sinne zu der Übung des Urteils, er bleibe lange die Sache des Herzens, ehe er die Sache der Vernunft, er bleibe lange die Sache des Weibes, ehe er die Sache des Mannes zu werden beginnt“ (Pestalozzi 1978: 194). Pestalozzi unterscheidet klar zwischen einem männlichen und einem weiblichen Wesen, die Vernunft wird ebenso eindeutig dem Mann, das Gefühl der Frau zugeordnet (Schachtner 2007: 12ff.) Doch existieren die Pole der Gegensatzpaare nicht gleichberechtigt nebeneinander, sie werden vielmehr gegeneinander hierarchisch gesetzt. Die Vernunft wird zum Ziel auf dem Kontinuum menschlicher Entwicklung erklärt und damit auch das männliche Wesen, das mit der Vernunft eine Einheit bildet. Dualistische Denkfiguren haben sich den Vorstellungen von Geschlecht und den Geschlechterbeziehungen tief eingeprägt bis heute. Ein exemplarischer Beleg dafür ist das Lächeln, das uns das zitierte Gedankenspiel der Netzakteurin entlockt, in dem diese den Frauen die Bohrmaschine in die Hand drückt und den Männern den Kajaltift und dadurch den Geschlechterdualismus offensichtlich macht.

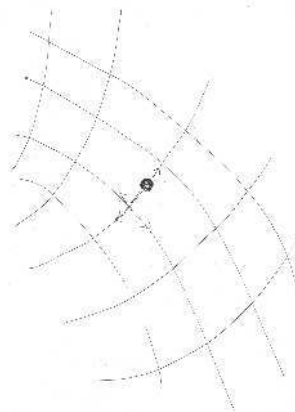
Ein weiterer Dualismus, der ebenfalls an die Zweigeschlechtlichkeit geknüpft ist, stand wiederholt in den Diskussionen, die wir im Rahmen der Studie „E-Network“ untersucht haben, zur Disposition: der Dualismus von Öffentlichkeit und Privatheit. Die Netzakteurinnen diskutierten ihre beruflichen Möglichkeiten häufig in Zusammenhang mit ihren Verpflichtungen in der Familie. Das stieß nicht immer auf Gegenliebe. Kindererziehung sei ein Thema für die Privatliste, sagten die einen, während andere Netzakteurinnen darauf bestanden, dass es ein öffentliches Thema sei (Schachtner 2005b: 186).

Die in den digitalen Businessnetzen beobachtete Erosion der Trennung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit dürfte kein Zufall sein. Sobald Frauen über ihre beruflichen Ambitionen kommunizieren, was typischerweise in den digitalen Business- und Bildungsnetzen erfolgt, stoßen sie fast unweigerlich auf diese Trennung, die ihren Ambitionen gesellschaftlich verordnete Grenzen setzt. Diese in den Blick zu nehmen, wird einerseits durch die größere Freiheit des Denkens in informellen Wissensräumen und andererseits durch das Entdecken verbindender Erfahrungen in der Gesellschaft anderer Frauen gefördert.

4.4 Virtuelles Reisen

Eine weitere Technologie des Selbst, die geschlechterrelevantes Veränderungspotenzial birgt, ist in der Netzwerkstruktur digitaler Medien begründet. Es waren die Netzakteurinnen im Rahmen der Studie „E-Network“, die dieses Potenzial in ihren Visualisierungen sichtbar gemacht haben, wie das folgende Beispiel zeigt. Der Zeichnerin zufolge haben digitale Netze lose Enden, die sich mit unendlich vielen Linien kreuzen können. Sie bilden „keine geschlossene Ecke“ wie sie wertschätzend feststellt, sondern eröffnen unendlich viele Möglichkeiten sich zu bewegen. Die virtuelle Architektur digitaler Netzwerke, bestehend aus Bahnen, Strömen, Knotenpunkten, verkörpert die Idee der Bewegung im Sinne einer mentalen Bewegung.

Abbildung: Virtuelles Reisen als Technologie des Selbst



Quelle: Material der Studie „E-Network“

Reisen im Netz führt in immer wieder neue Wissensräume, die mit anderen Informationen, Fakten, aber auch mit lebensweltlichem Wissen in Form von Orientierungen, Werten, Verhaltensvorschriften konfrontieren. Das kann dazu führen, dass die eigene Lebenssituation im Lichte anderer kultureller Deutungen eine Reflexion erfährt, aber es können auch Tendenzen zur Abgrenzung des Eigenen ausgelöst werden, etwa durch einen spezifischen Sprachjargon, der nur Eingeweihten zugänglich ist wie insbesondere in digitalen Chats. Weltoffenheit ist zwar, wie Christoph Wulf mit Rückgriff auf Jakob von Uexküll erläutert, eine spezifische menschliche Kompetenz, da Menschen nicht in gleicher Weise in eine Umwelt eingebunden sind wie Tiere, die ihrer Umwelt nicht entkommen können (Wulf 2006: 135). Sie setzt aber weitere Fähigkeiten voraus, z. B. heterologisches Denken. Gemeint ist damit ein Denken und Wahrnehmen vom anderen her, das Differenzen anerkennt und sich mit ihnen auseinandersetzt (a.a.O.: 45). Die Idee der Veränderung durch die Begegnung mit Differenzen und Widersprüchen impliziert ein Menschenbild, das der Dichter Robert Musil „den Mann (die Frau, d. V.) ohne Eigenschaften“ nennt, der/die sich von der existierenden Wirklichkeit zwar inspirieren lässt, aber auch über sie hinausdenkt. Der Möglichkeitsmensch ist einer, der neuen Möglichkeiten ihren Sinn gibt und sie dadurch zum Leben erweckt (Musil 1978: 17).

Wenn ich den genannten Technologien des Selbst eine potenziell wirklichkeitsverändernde Qualität zugeschrieben habe, dann auf der Basis der Annahme, dass digitale

Wissensräume eine Realität haben, die mit der Realität der physikalischen Welt in Verbindung steht. Die Netzakteurinnen selbst sind es, die Übergänge schaffen, indem sie mit ihren Fragen, Ideen, Erkenntnissen zwischen den Wirklichkeitssphären flanieren.

5. Fazit

Die beschriebenen „Technologien des Selbst“, die ich im Kontext virtueller Wissensräume als Ansatzpunkte genderrelevanter Veränderungen identifiziert habe, zielen auf die Förderung des selbstreflexiven, sich seiner Potenziale bewusst werdenden und diese entfaltenden autonomen Subjekts ab. Aus der Perspektive der Subjektanalysen der Gegenwart könnte nach Andreas Reckwitz eingewendet werden, dass dieses Subjekt nur vorgeblich autonom ist, sich tatsächlich aber neuen Herrschaftsregeln unterwirft (Reckwitz 2008: 16). Es orientiert sich an jenen Codes, die der Einzelne sich aneignen muss, um zu dem in der westlichen Gegenwartsgesellschaft anerkannten Subjekt zu werden – zu einem Subjekt, das sich dem herrschenden Kriterienkatalog fügt, demzufolge sich Menschen zu einer autonomen, selbstinteressierten und sich selbst verwirklichenden Instanz entwickeln (a.a.O.: 14). Die von Reckwitz zitierte Kritik richtet sich letztlich gegen das Autonomieverständnis der Aufklärung, wonach sich das Subjekt nur dadurch aus Bevormundung und Unterdrückung befreien kann, indem es sich als separate Einheit begreift, die den Dingen da draußen entgegengesetzt ist (Shotter 1989: 136ff.).

Ich möchte diesem möglichen Einwand aus der Perspektive gegenwärtiger Subjektanalysen unter Bezug auf Evelyn Fox Keller und dem von ihr formulierten Autonomiebegriff antworten. Fox Keller propagiert eine Form von Autonomie, die sie als dynamische Autonomie bezeichnet (Fox Keller 1986: 105). Dieser korrespondiert eine dynamische Objektivität, die auf die Gemeinsamkeit von Erfahrungen abhebt, die andere in ihrer Einzigartigkeit bestätigen, ohne die eigene Besonderheit aufzugeben. Das scheint eine andere Art von Autonomie zu sein als die, die Reckwitz als Bezugspunkt der Subjektanalysen der Gegenwart behauptet. Das autonome Subjekt im Sinne der Aufklärung ist das von äußeren Bedingungen unabhängige Subjekt, das die Grundlage seines Denkens und Handelns allein in sich selbst findet (Reckwitz 2008: 12). Das Ideal der Aufklärung ist nach Käte Meyer-Drawe eine Illusion, die in umso größere Abhängigkeit führt, ja, zerstörerische Konsequenzen hat. Meyer-Drawe illustriert ihren Widerspruch mit einem Verweis auf den Mythos von Narziß und Echo, die Extreme unserer Existenz verkörpern, „das bloße Sein zu sich selbst und das pure Sein durch den Anderen“ (Meyer-Drawe 1990: 116). An dieser Ausschließlichkeit gehen beide zugrunde (a.a.O.: 151). Der Autonomiebegriff von Evelyn Fox Keller sagt sich von dieser Illusion los, den Meyer-Drawe kritisiert, indem er darauf abstellt, dass Autonomie nicht außerhalb, sondern in sozialen Beziehungen entsteht. Eine Begründung hierfür liefert Jessica Benjamin, indem sie darlegt, dass soziale Anerkennung ein konstitutives Element für die Herausbildung von Autonomie ist. Das Gefühl von Eigenständigkeit entsteht nach Benjamin nicht jenseits von Beziehungen, sondern in sozialen Beziehungen dadurch, dass das, was wir tun, von anderen anerkannt wird (Benjamin 1990: 24). Anerkennung wird zur ständigen Begleitmusik der Selbstbehauptung (ebd.). Das bedeutet natürlich Abhängigkeit, die aber nicht eindimensional ist, wie die in den von Reckwitz zitierten Subjektanalysen angenommene Abhängigkeit, sind doch alle auf Anerkennung angewiesen. Diese kann mir aber nur von jemandem zuteil werden, den auch ich anerkenne in seiner eigenständigen Existenz. Das wechselseitige Aufeinander-Angewiesensein wirkt gegen einseitige Unterwerfung.

Die digitale Vernetzungstechnologie (Paulitz 2007: 143) bietet sich als Lernfeld für die Ausbildung sozial eingebetteter Autonomieformen im Sinne von Fox Keller, Meyer-

Drawe und Benjamin an, weil die kommunikativen Wissensräume im Cyberspace überhaupt nur auf der Basis wechselseitiger Anerkennung zustande kommen. Die in der digital gestützten Kommunikation entfalteten Technologien des Selbst enthalten, wie erwähnt, Chancen, tradierte Geschlechterverhältnisse zu hinterfragen und zu verändern, weil sie sowohl die Dekonstruktion des Status quo als auch die Konstruktion neuen Wissens befördern. Das beschreibt nicht die Gesamtheit möglicher Wissensproduktion in virtuellen Räumen, sondern einen Entwicklungsstrang. Sich widersprechende Entwicklungen existieren neben- und gegeneinander. Davon gehen Unruhe und Beunruhigung aus, die die Ordnungsfunktion der Genderkategorie aufrufen (Rendtorff/Moser 1999: 19). Um so dringender erforderlich ist die Genderkategorie als epistemologische Kategorie, die darin unterstützt, den genderrelevanten Charakter digital gestützten Wissens genauer zu bestimmen, weil sie gesellschaftliche Mechanismen aufzudecken vermag, auch dort, wo diese im Gewand der Neutralität daherkommen.

Literatur

- Ahrendt, H. (1960): Vita Activa. Stuttgart.
- Benjamin, J. (1990): Die Fesseln der Liebe. Frankfurt/Main.
- Böhle, F. (1992): Grenzen und Widersprüche der Verwissenschaftlichung von Produktionswissen. Zur industriesoziologischen Verortung von Erfahrungswissen. In: Malsch, Th./U. Mill (Hrsg.), ArByte, Modernisierung der Industriesoziologie. Berlin, S. 87-132.
- Böhle, F. (2004): Erfahrungsgelitetes Arbeiten und Lernen als Leitidee der Neuordnung der Metallberufe. In: M. Becker, U. Schwenger, G. Spöttl, Th. Vollmer (Hrsg.), Metallberufe zwischen Tradition und Zukunft. Bremen, S. 10-27.
- Degele, N.; Simms T. (2004): Bruno Latour (*1947), Post-Konstruktivismus pur. In: M. L. Hofmann, T. F. Korta, S. Niekesh (Hrsg.), Cultural Club, Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt/Main, S. 259-275.
- Degele, N.; Winker, G. (2007): Intersektionalität als Mehrebenenanalyse, http://www.tu-harburg.de/agentec/winker/pdf/Intersektionalitaet_Mehrebenen.pdf [10.11.2009].
- Deutscher Bundestag (2002): Schlussbericht der Enquete-Kommission, Globalisierung der Weltwirtschaft. Opladen.
- Diezinger, A.; Mayr-Kleffel, V. (2009): Soziale Ungleichheit. Eine Einführung für soziale Berufe. 2., vollständig neu überarbeitete Auflage. Freiburg.
- Ellrich, L. (2002): Die Realität virtueller Räume. Soziologische Überlegungen zur „Verortung“ des Cyberspace. In: R. Maresch, N. Werber (Hrsg.), Raum, Wissen, Macht. Frankfurt/Main, S. 92-116.
- Foucault, M. (1993): Technologien des Selbst. In: M. Foucault, R. Martin, L. H. Hartin, W. E. Paden, K. S. Rothwell, H. Gutman, P. H. Hatton (Hrsg.), Technologien des Selbst. Frankfurt/Main, S. 24-62.
- Fox Keller, E. (1986): Liebe, Macht und Erkenntnis. München.
- Hark, S. (2007): Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht. Geschlechterforschung als kritische Ontologie der Gegenwart. In: J. Dölling, D. Dornhof, K. Esders, C. Genschel, S. Hark (Hrsg.), Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht. Transdisziplinäre Interventionen. Königstein/Taunus, S. 9-24.
- Honegger, C. (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750-1850. Frankfurt/Main.
- Illouz, E. (2006): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Frankfurt/Main.
- Jensen, H. (2007): Die „Informationsgesellschaft“ als globales Terrain hegemonialer Maskulinität und feministischer Interventionen. In: J. Dölling et al. (Hrsg.), Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht. Königstein/Taunus, S. 126-141.
- Kant, I. (1975): Was ist Aufklärung? Göttingen.

- Knapp, G.-A. (2008): Dezentriert und viel riskiert: Anmerkungen zur These vom Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht. In: G.-A. Knapp, A. Wetterer (Hrsg.), *Soziale Verortung der Geschlechter, Gesellschaftstheorie und feministische Kritik*. Münster, S. 15-62.
- Kreisky, E. (2001): Die maskuline Ethik des Neoliberalismus – Die neoliberale Dynamik des Maskulinismus. In: *femina politica, Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft*, H.2, S. 76-91.
- Kübler, H.-D. (2005): *Mythos Wissensgesellschaft. Gesellschaftlicher Wandel zwischen Information, Medien und Wissen*. Wiesbaden.
- Latour, B. (2007): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt/Main.
- Liessmann, K. P. (2006): *Theorie der Unbildung*. Wien.
- Maar, Ch.; Obrist, H. U.; Pöppel, E. (Hrsg.) (2000): *Weltwissen Wissenswelt*. Köln.
- Maresch, R.; Werber, N. (2002): Permanenzen des Raums. In: R. Maresch, N. Werber (Hrsg.), *Raum, Wissen, Macht*. Frankfurt/Main, S. 7-32.
- McLuhan, M. (1968): *Die magischen Kanäle. Understanding Media*. Düsseldorf.
- Meyer-Drawe, K. (1990): *Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich*. München.
- Musil, R. (1978): *Gesammelte Werke I. Der Mann ohne Eigenschaften*. Reinbek.
- Paulitz, T. (2007): Technologien des vernetzten Selbst. Implizite/explicite Allianzen zwischen Technik und Geschlecht. In: J. Dölling et al. (Hrsg.), *Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht*. Königstein/Taunus, S. 142-159.
- Pestalozzi, J. H. (1978): *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Ausgewählte Schriften zur Methode*. Paderborn.
- Polanyi, M. (1985): *Implizites Wissen*. Frankfurt/Main.
- Reckwitz, A. (2008): *Subjekt*. Bielefeld.
- Reichmayr, I. F. (2005): Weblogs von Jugendlichen als Bühnen des Identitätsmanagements. Eine explorative Untersuchung. In: *kommunikation@gesellschaft*, Jg. 6, Beitrag 8.
- Rendtorff, B.; Moser, V. (1999): Geschlecht als Kategorie – soziale, strukturelle und historische Aspekte. In: B. Rendtorff, V. Moser (Hrsg.), *Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft*. Opladen, S. 11-68.
- Schachtner, Ch. (2005a): Netze verbinden, fangen auf und bilden Raum. In: Ch. Schachtner, G. Winker (Hrsg.), *Virtuelle Räume – neue Öffentlichkeiten. Frauennetze im Internet*. Frankfurt/Main, S. 127-143.
- Schachtner, Ch. (2005b): Virtuelle Mädchen- und Frauennetze als Kommunikationsräume. In: Ch. Schachtner, G. Winker (Hrsg.), *Virtuelle Räume – neue Öffentlichkeiten. Frauennetze im Internet*. Frankfurt/Main, S. 167-218.
- Schachtner, Ch. (2007): Virtual Spaces for Playing and Learning: Gender-Sensitive Reflections, Examples, and Consequences. In: S. Zauchner, K. Siebenhandl, M. Wagner (Eds.), *Gender in E-Learning and Educational Games*. Innsbruck, S. 11-24.
- Schachtner, Ch. (2008): Learning Communities – Das Bildungspotenzial kollaborativen Lernens im virtuellen Raum. In: Ch. Schachtner, A. Höber (Hrsg.), *Learning Communities. Das Internet als neuer Lern- und Wissensraum*. Frankfurt/Main, S. 11-42.
- Schachtner, Ch. (2010): Digitale Medien und Transkulturalität. In: P. Grell, W. Marotzki, H. Schelhowe (Hrsg.), *Neue digitale Kultur- und Bildungsräume*. Wiesbaden, S. 61-76.
- Schachtner, Ch.; Frankl, G.; Höber, A. (2007): Learning for Production. E-Learning in der betrieblichen Bildung am Beispiel der Papierherstellung. In: *Arbeit. Zeitschrift für Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung und Arbeitspolitik*, H. 1, S. 54-68.
- Schachtner, Ch.; Winker, G. (Hrsg.) (2005): *Virtuelle Räume – neue Öffentlichkeiten. Frauennetze im Internet*. Frankfurt/Main.
- Schmidt, J. (2006): *Weblogs. Eine kommunikationssoziologische Untersuchung*. Konstanz.
- Schütz, A. (1981): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Frankfurt/Main.
- Schütz, A.; Luckmann, Th. (1975): *Strukturen der Lebenswelt*. Darmstadt.
- Semper, G. (1851): *Die Vier Elemente der Baukunst*. Braunschweig.
- Shotter, J. (1989): Social Accountability and the Social Construction of ‚You‘. In: J. Shotter, K. J. Gergen (Hrsg.), *Texts of Identity*. London, S. 133-151.

- Siebert, H. (2003): Lernen ist immer selbstgesteuert – eine konstruktivistische Grundlegung. In: U. Witthaus, W. Wittwer, C. Espe (Hrsg.), Selbst gesteuertes Lernen. Theoretische und praktische Zugänge. Bielefeld, S. 13-26.
- Simmel, G. (1922): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, München/Leipzig.
- Simmel, G. (1983): Soziologie des Raumes (1903). In: H.-J. Dahme, O. Rammstedt (Hrsg.), Schriften zur Soziologie. Frankfurt/Main, S. 221-242.
- Strauss, A. (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München.
- van Eimeren, B.; Frees, B. (2009): Die Internetnutzer 2009 – multimedial und total vernetzt? Media Perspektiven 7, http://www.daserste.de/service/studie09_1.pdf [10.11.2009].
- von Gehlen, Dirk (2007): Terror des Jetzt: Wie das Internet unsere Kommunikation verändert. Süddeutsche Zeitung, 10.08.2007, <http://www.sueddeutsche.de/kultur/517/404296/text> [26.11.2009].
- Waldenfels, B. (1985): In den Netzen der Lebenswelt, Frankfurt/Main.
- Wulf, Ch. (2006): Anthropologie kultureller Vielfalt. Interkulturelle Bildung in Zeiten der Globalisierung. Bielefeld.

Schriftenreihe zu Medienrecht, Medienproduktion und Medienökonomie



Filmstatistisches Jahrbuch 2009

Zusammengestellt und bearbeitet von
Wilfried Berauer

Von der Spitzenorganisation
der Filmwirtschaft e.V.

2009, 111 S., brosch., 15,- €,

ISBN 978-3-8329-5198-6

(Schriftenreihe zu Medienrecht, Medien-
produktion und Medienökonomie, Bd. 19)

Die Statistische Abteilung der Spitzen-
organisation der Filmwirtschaft e.V. (SPIO)
erfasst kontinuierlich Informationen und
statistische Daten zur Entwicklung der
deutschen Filmwirtschaft.

Bitte bestellen Sie im Buchhandel oder
versandkostenfrei unter ► www.nomos-shop.de



Nomos